

BEIHEFTE ZUR
ZEITSCHRIFT FÜR ROMANISCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON GUSTAV GRÖBER
FORTGEFÜHRT VON
WALTHER VON WARTBURG UND KURT BALDINGER
HERAUSGEGEBEN VON MAX PFISTER

Band 297

WALBURGA HÜLK

Schrift-Spuren von Subjektivität

Lektüren literarischer Texte
des französischen Mittelalters



MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN
1999

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

[Zeitschrift für romanische Philologie / Beihefte]

Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie / begr. von Gustav Gröber. – Tübingen: Niemeyer

Früher Schriftenreihe

Reihe Beihefte zu: Zeitschrift für romanische Philologie

Bd. 297. Hülk, Walburga: Schrift-Spuren von Subjektivität. – 1999.

Hülk, Walburga:

Schrift-Spuren von Subjektivität: Lektüren literarischer Texte des französischen Mittelalters / Walburga Hülk. – Tübingen: Niemeyer, 1999

(Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie; Bd. 297)

ISBN 3-484-52297-6 ISSN 0084-5396

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 1999

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Satz und Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

Einband: Heinr. Koch, Tübingen

Inhaltsverzeichnis

Prätext: Subjektivität, Wunsch und Sprache	I
I. <i>Rosenroman</i> und <i>Name der Rose</i>	16
I.1. Allegory (of) Love: 1) Allegory	25
I.2. Allegory (of) Love: 2) Love	37
I.3. <i>Necessitas propagandi</i>	61
II. Supplemente des «Ich». Verschlüsselungen, Entlarvungen . .	95
II.1. <i>La Clef d'Amors</i>	97
II.2. <i>Le Dit de la Panthère d'Amours</i>	118
III. <i>Le Livre du Voir-Dit</i> : Das Textbegehren des Guillaume de Machaut	149
Spurenlese – Nachschrift zu <i>Rosen</i> und <i>Posten</i>	198
Literaturverzeichnis	211

*Für Gerd Althoff
und unsere «Phantastischen Vier»:
Eike, Malte, Henrike, Friederike*

Prätext: Subjektivität, Wunsch und Sprache

MERCURE	Qui va là?
SOSIE	Moi.
MERCURE	Qui, moi?
SOSIE	Moi, courage, Sosie.
MERCURE	Quel est ton sort, dis-moi?
SOSIE	D'être homme, et de parler.
MERCURE	Es-tu maître ou valet?
SOSIE	Comme il me prend envie.

MOLIERE

Was Molière hier in dem hintsinnigen Dialog zwischen Merkur und Sosias so witzig aufblitzen läßt, die Frage nämlich, wer das «Ich» eigentlich sei, dessen Schicksal ganz offenbar die grundsätzliche Bestimmung der Rede wie die Launen des Wunsches sind, ist nicht nur das Thema der zahlreichen Bearbeitungen des mythologischen *Amphitryon*¹. Im Wechsel der Jahrtausende mehr oder weniger begründet in der Willkür der Götter, dem göttlichen Ratschluß oder begnadeter Ratlosigkeit², vermittelt in diesem Stoff eben auch über die Figur des Doppelgängers, markiert die schlichte Frage Merkurs nach der Person, die hinter dem deiktischen «Ich» nicht hervortritt, nachgerade den problematischen Ort des Subjekts. Antizipiert und generiert aus Sprache, wechselnden Wünschen unterworfen, hinterläßt es gleichwohl eine Leerstelle, und das wie oft auch immer wiederholte «Ich» reicht kaum heran an jenes Individuum, das sich «Ich» nennt und mit diesem Pronomen zu bezeichnen glaubt – so wie alle anderen Individuen der abendländischen Tradition es gleichfalls getan haben.

So wie das «Ich», das redet und von sich reden macht, primär die Differenz aufzeigt zu der Person, auf die es weist³, meint auch «Subjektivität»

¹ Die interessanteste Verbindung des «Amphitryon»-Stoffes mit der «Ich»-Thematik und dem Problem des Erkennens findet sich, wie hier bei Molière, selbstredend in Heinrich von Kleists gleichnamigem Lustspiel (ersch. 1807, uraufgeführt Berlin 1898): Zu den Wandlungen des Stoffes: E. Frenzel: *Stoffe der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte*, Stuttgart 1983, 43–46.

² Hierfür steht Kleists Alkmene, deren «Ach!» die Geschichte von Liebe und Betrug besiegelt.

³ Zur linguistischen Erarbeitung dieser Frage wegweisend: E. Benveniste: *Problèmes de linguistique générale*, I, Paris 1966, 225–285, und II, Paris 1974, 197–238; R. Jakobson: *Shifters, Verbal Categories and the Russian Verb*, Russian Language Project, Harvard University 1957 (R. Jakobson: *Essais de linguistique générale*, trad. par N. Ruwet, Paris 1963, 176–196); C. Kerbrat-Orecchioni: *L'Énonciation de la subjectivité dans le langage*, Paris 1980; speziell zum Mittelalter: B. Cerquiglini: *La Parole médiévale. Discours, syntaxe, texte*, Paris 1981.

vität» zunächst keinesfalls eine «Individualität»⁴ voller eigentümlicher Empfindungen, Regungen, Neigungen. Die *Schrift/Spuren von Subjektivität*, denen die vorliegende Arbeit folgen will, Spuren aus jenem und in jenen weit zurückliegenden Zeitraum zwischen 1230 und 1365, sind somit ihrerseits das Supplement nur von Persönlichkeiten, die von uns auf immer getrennt sein werden durch den «Duft der Jahre»⁵, welchem Johann Wolfgang v. Goethe gleichwohl den Reiz zu verdanken wußte, den beispielsweise die «Gedichte» der Marie de France auf ihn ausübten. Und nicht nur der Hauch der Zeitlichkeit ist es, der einen Abstand schafft zwischen den Schriften und den Personen: Das Kapitel in der Geschichte der «Subjektivität» nämlich, das hier aufgeschlagen werden wird, ist kein Kapitel aus der Geschichte der Gefühle, die nicht nur deshalb nicht mehr zugänglich sind, weil sie so viele Jahrhunderte zurückliegen. Die Archäologie der Empfindungen ist vielmehr für alle Zeiten verwiesen auf die Vorstellungen und Codes von Gefühlen und für Gefühle, mittels derer sich je unterschiedliche Individuen und Gesellschaften untereinander verständigen, austauschen und auf diese Weise «Mentalität»⁶ produzieren. Die Geschichte der «Subjektivität» ist so, vor allem anderen, eine Semantik, welche zu lesen sucht in jenen Überresten, Sinn zu stiften sucht mittels jener Indizien, die angenommen werden können als Elemente kommunikativer Beziehungen, Zeichen, die nicht zuletzt nach Maßgabe ihrer oft freilich zufälligen Überlieferung und Redundanz – gerade für frühe Zeiten – signifikant sind. Dabei kann es hier weniger gehen um Zeichen nonverbaler Kommunikation – um die sich dankenswerterweise andere Disziplinen kümmern⁷ – als vielmehr um die eigentlichen Gegenstände

⁴ M. Frank: *Die Unhintergebarkeit von Individualität. Reflexionen über Subjekt, Person und Individuum aus Anlaß ihrer «postmodernen» Totenerklärung*, Frankfurt/Main 1986; Ders.: *Subjekt, Person, Individuum*, in: M. Frank / A. Haverkamp (Hgg.): *Individualität (Poetik und Hermeneutik XIII)*, München 1988, 3–20; Ders.: *Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis. Essays zur analytischen Philosophie der Subjektivität*, Stuttgart 1991; Ders.: *Selbstbewußtseinstheorien von Fichte bis Sartre*, hg. und mit einem Nachwort versehen von M. F., Frankfurt/Main 1991; R. Konersmann: *Spiegel und Bild. Zur Metaphorik neuzeitlicher Subjektivität*, Würzburg 1988; Ch. Riedel: *Subjekt und Individuum. Zur Geschichte des philosophischen Ich-Begriffes*, Darmstadt 1991.

⁵ Marie de France: *Novellen und Fabeln*, übers. von R. Schirmer, Auswahl und Nachwort von K. Ringger, Zürich 1977, 227.

⁶ Die «Histoire des mentalités» verbindet sich vor allem mit den Arbeiten von L. Fèbvre, F. Braudel, G. Duby, Ph. Ariès. Entwickelt zuerst in der Zeitschrift *Annales E. S. C.*, hat das Konzept der «mentalité» sich weit über Frankreich hinaus zu einem fruchtbaren Wissenschaftsfeld erweitert; vgl. hierzu zuletzt: P. Burke: *The French Historical Revolution. The «Annales School», 1929–89*, Cambridge 1990.

⁷ So Archäologie und Kunstgeschichte, aber auch Ethnologie und verstärkt Geschichtswissenschaft, vgl. hier zuletzt: J.-Cl. Schmitt: *La Raison des gestes dans l'Occident médiéval*, Paris 1990; außerdem die Vorträge der Sektion *Spielregeln in mittelalterlicher Öffentlichkeit* (G. Althoff / D. Hüpper / H. Keller u. a.) des

der Sprach- und Literaturwissenschaften, schriftliche, literarische Zeugnisse also, über die eine je besondere Variante der «Subjektivität» sich ermitteln läßt.

«Subjektivität» führt im vorliegenden Zusammenhang auch nicht primär zu jenem gesellschaftlich verantwortlichen, handelnden Individuum, das im Interesse vorrangig der angelsächsischen Forschung steht⁸. Wenn aber gleichwohl auch die hier eingeführte «Subjektivität» ein gesellschaftlicher Begriff ist, so vor allem im Sinne jenes strukturalistischen Kommunikationsbegriffs französischer Provenienz, welcher die Ordnung der Sprache ansetzt als Paradigma des «homme social» überhaupt⁹.

Und doch, wenngleich hier vorab strukturiert aus Brüchen, Lücken und Verneinungen, hat auch «Subjektivität», selbst ein junger Begriff¹⁰, zu tun mit jenen Konzepten, die, zum einen neuzeitlich, zum anderen vorab soziologisch, philosophisch und psychologisch, zur (Re-)Konstruktion von Individuum und Gesellschaft dienen: «Selbstbewußtsein» und «Intimität». Sie anzuwenden auf Zeiten «avant la lettre» hat, wie so oft in dem Versuch wissenschaftlicher (hermeneutischer wie diskursanalytischer) Annäherung an Fremdes oder Fernes heuristischen Wert; ihre Anwendung kann, trotz gegen sie vorgebrachter berechtigter Bedenken, ergiebige Funde vorweisen: Erinnert sei hier nur an Sigmund Freuds kunsttheoretische Schriften¹¹ und die von Philippe Ariès und Georges Duby betreute *Geschichte des privaten Lebens*¹² – Modelle des ebenso modernen «Unbewußten» wie «Privaten», die als Folie noch den Gesellschaften vor unserer Zeitrechnung zugeordnet werden. Hier aber gilt, wie überhaupt bei der nun gestellten Frage nach der «Subjektivität» in litera-

Hannoveraner Historikertages 1992, die publiziert werden in *Frühmittelalterliche Studien* (Münster) 27 (1993).

⁸ Hier beispielhaft: W. Ullmann: *The Individual in the Medieval Society*, Baltimore 1966; C. Morris: *The Discovery of the Individual 1050–1200*, London 1972; J. Kellogg: *Medieval Artistry and Exchange. Economic Institutions, Society, and Literary Form in Old French Narrative*, New York, Bern, Frankfurt/Main und Paris 1989.

⁹ Nach wie vor diskursbildend: Cl. Lévi-Strauss: *Les Structures élémentaires de la parenté*, Paris 1949.

¹⁰ Zur Herausbildung des Subjektbegriffs im Kontext der neuzeitlichen Philosophie, von den Anfängen bei René Descartes bis zu den Verästelungen im Deutschen Idealismus, vgl. M. Frank: *Die Unhintergebarkeit (...)*, op. cit.; Ders.: *Selbstbewußtseinstheorien (...)*, op. cit.; Ch. Riedel: *Subjekt (...)*, op. cit.

¹¹ Vor allem an: *Der Wahn und die Träume in W. Jensens Gradiva, Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci* und *Der Moses des Michelangelo*, vgl.: S. Freud: *Bildende Kunst und Literatur*, in: *Studienausgabe*, hg. von A. Mitscherlich / A. Richards / J. Strachey, Bd. X, Frankfurt/Main 1979, 9–85, 87–159, 195–222, vgl. hier auch weitere Aufsätze.

¹² Ph. Ariès / G. Duby (Hgg.): *Geschichte des privaten Lebens in 5 Bänden [Histoire de la vie privée]*, Frankfurt/Main 1989ff.

rischen Texten, daß es, wie gerade Freud selbst wußte, noch allemal die Dichter waren, die den Wissenschaftsbegriffen vorangingen.

«Subjektivität», und daran wird sich auch «literarische Subjektivität» zu bemessen haben, geht, noch vor den jeweiligen Ausdifferenzierungen oder Negierungen, aus von bestimmten Grundprädikaten, die in der klassisch-idealistischen Erkenntnistheorie, aber auch schon bei René Descartes, und, weniger systematisch, schon viel früher, indiziert worden waren. Zu ihnen gehören vor allem die Trennung von Subjekt und Objekt und die Selbstreflexion, die Abgrenzung des Eigenen vom Anderen und der Wille zur Bewahrung der eigenen Geschichte, welche die besondere Stellung des Einzelnen in Raum und Zeit aufzeichnet. Diesen Prädikaten gemeinsam ist, daß sie das «Selbst», oder das «Subjekt», generieren aus einem je bestimmten Verhältnis zum «Eigenen», entworfen aus dem Reflex der Anderen und auf Andere oder der Selbst-Reflexivität, die ihrerseits das «Subjekt» als Nicht-Identisches, Subjekt und Objekt zugleich, erfaßt. Ein solcherart begriffenes Selbst-Bewußtsein also, weit entfernt davon, eine statische, mit sich immer gleiche Einheit zu bilden, wird entwickelt erst aus einer grundsätzlichen Dopplung, der Spiegelung im Anderen und der ständig verschobenen Anerkennung durch ein anderes Selbst-Bewußtsein. Ein solches Selbst-Bewußtsein aber ist, wie Georg Wilhelm Friedrich Hegel unwiderruflich behauptet hat, ein abhängiges Selbstbewußtsein, «Begierde» nach der Begierde des Anderen und dieser grundsätzlich unterworfen¹³.

Das Selbstbewußtsein erreicht seine Befriedigung nur in einem anderen Selbstbewußtsein. (...) Das Selbstbewußtsein ist an und für sich, indem und dadurch, daß es für ein Anderes an und für sich ist; d.h. es ist nur als ein Anerkanntes. Der Begriff dieser seiner Einheit in seiner Verdopplung, der sich im Selbstbewußtsein realisierenden Unendlichkeit, ist eine vielseitige und vieldeutige Verschränkung, so daß die Momente derselben teils genau auseinandergelassen, teils in dieser Unterscheidung zugleich auch als nicht unterschieden oder immer in ihrer entgegengesetzten Bedeutung genommen und erkannt werden müssen. Die Doppelsinnigkeit des Unterschiedenen liegt in dem Wesen des Selbstbewußtseins, unendlich oder unmittelbar das Gegenteil der Bestimmtheit, in der es gesetzt ist, zu sein. Die Auseinanderlegung des Begriffs dieser geistigen Einheit in ihrer Verdopplung stellt uns die Bewegung des Anerkennens dar.

Es ist für das Selbstbewußtsein ein anderes Selbstbewußtsein; es ist außer sich gekommen (...) es sieht (...) sich selbst im anderen.

Es muß dies sein Andersein aufheben (...) ¹⁴

¹³ G. W. F. Hegel: *Phänomenologie des Geistes*, in: *Werke in 20 Bänden*, hg. von E. Moldenhauer / K. M. Michel, Bd. 3, Frankfurt/Main 1970, 145–155; dazu immer noch gültig: A. Kojève: *Hegel. Kommentar zur «Phänomenologie des Geistes»* [Introduction à la lecture de Hegel, *Leçons sur la «Phénoménologie de l'esprit»*], Frankfurt/Main 1975, 20–89.

¹⁴ G. W. F. Hegel: *Phänomenologie* (...), loc. cit., 144 sqq.

Es ist eine grundsätzliche Paradoxie, die, unverbrüchlich seit der *Phänomenologie des Geistes*, schwebt über den Konzepten von Selbstbewußtsein und den Anstrengungen der Subjekte, zu sich zu kommen und sich selbst zu behaupten. Es ist diese fundamentale Paradoxie, aus der heraus ein Subjekt sich zu konstituieren hat, und mit ihr die logische Aporie all jener Bemühungen, die, und das vorab über das kleine Wörtchen «ich», Eigentümlichkeit zu erarbeiten suchen: Aporie eines Subjekts, das, um sich seiner zu vergewissern, des Konzeptes, der Sprache bedarf und zugleich, um dieses Konzeptes willen, außerhalb dessen es nicht ist, immer schon mediatisiert, objektiviert ist¹⁵.

Es ist vielfach übersehen worden, daß Hegels Theorie des Subjekts, das sich erfahren muß als Doppel, erstaunlich viel gemeinsam hat mit jenen französischen Theorien, deren Begriff von «exzentrischer» Subjektivität häufig verwechselt wird mit der Verabschiedung von Subjektivität, der Unmöglichkeit von Selbsterfahrung und der Inexistenz einer, und sei es augenblicklichen, Vertrautheit mit sich selbst¹⁶. Richtig ist vielmehr, daß bei den am häufigsten inkriminierten Denkern, so Jacques Lacan, Michel Foucault und Jacques Derrida, das Konzept «Subjektivität», als Autoreflexivität des Vorstellens, durchgängig angewendet wird, daß es allerdings auch ebenso durchgängig Modifikationen und Einbußen hinnehmen muß. Das solcherart hartnäckige und kontroverse Ringen um «Subjektivität» jedoch, im übrigen ja auch zentral im sogenannten phänomenologisch-existentialistischen Denken, so bei Jean-Paul Sartre und Martin Heidegger¹⁷, spricht jedoch weniger gegen das Konzept des «Subjekts» oder seine Kritiker denn vielmehr für seine vorgängige, wieder auf Hegel rekurrierende Paradoxie: noch als dezentriertes zentral zu sein, als zentrales außer sich zu sein.

Es war Sigmund Freud, der, lange vor den sogenannten Strukturalisten und dann für ihr Denken ebenso wichtig wie Hegel, das Selbstbewußtsein des Subjekts in Frage stellte und seine Reflexivität aus der Domäne des Geistes in jene des «Unbewußten» verschob. Jenes immer schon gegensätzlich Andere, an dem Hegel die Identität zerbrechen ließ, jene unvorhersehbare und bei Hegel gleichwohl aufgehobene, perfekte Bewegung der Anerkennung, wird bei Freud verschoben in den Schauplatz jenes

¹⁵ G. W. F. Hegel: *Wissenschaft der Logik*, I, in: *Werke* (...), ed. cit., Bd. 5, 1969, 126.

¹⁶ Vgl. hier auch als Korrekturen derartiger Fehleinschätzungen: J. Hörisch: *Das doppelte Subjekt. Die Kontroverse zwischen Hegel und Schelling im Lichte des Neostrukturalismus*, in: *Konkursbuch (Zeitschrift für Vernunftkritik)* 15: *Die Grenzen des Subjekts* (Tübingen 1985), 43–60; M. Frank: *Selbstbewußtsein* (...), op. cit., 9–49, 158–205.

¹⁷ M. Heidegger: *Sein und Zeit*, in: E. Husserl: *Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung*, Bd. VIII, Tübingen ¹⁵1979; J.-P. Sartre: *L'Être et le Néant*, Paris 1943.

tyrannischen und widerborstigen Unbewußten, dem das ohnehin knechtische Selbstbewußtsein eine weitere Demütigung zu verdanken hat: Seit Freud ist das «Ich» nicht einmal mehr Herr im eigenen Hause¹⁸!

Mit Freuds (zweifacher) Topik wird buchstäblich der Ort jenes «Subjekts» unterminiert und neu bestimmt, das sich bis dahin zwar als Effekt eines Anderen zu verstehen hatte, nicht aber als immer schon entstellte Vorstellung und entstellende Instanz, deren unzulängliche Proposition «ich» heißt. Das Subjekt, das nach ihm zu sich zu kommen sucht, ist keine Instanz des paradoxen Selbstbewußtseins mehr, sondern eine Funktion des Narzißmus. Dieser markiert eine permanente, unvollkommene Struktur des Subjekts, die durch keine Objektbesetzung, keine Identifikation aufgehoben werden kann. Schon bei Freud, wie dann in der Freud-Lektüre durch Lacan, entwickelt sich der Begriff des Narzißmus von einem entwicklungspsychologischen zu einem strukturellen Begriff, der für die Ichbildung, ihr Erkennen und Verkennen, grundlegend ist und auf dieser Grundlage auch die intersubjektiven Beziehungen regelt¹⁹. Die Begierde, die hier sich erneut einstellt als Begierde nach der Begierde des Anderen, ist nun freilich nicht mehr eine Energie des Bewußtseins, sondern ein Wunsch nach Liebe – wie es, einmal mehr, lange vor den Wissenschaften, der Mythos zu erzählen wußte.

In der Nachfolge Freuds, nicht zuletzt im Anschluß an seine späten Schriften²⁰, aber ebenso auf der Grundlage der strukturellen Linguistik Ferdinand de Saussures und Roman Jakobsons, entwickelt Jacques Lacan in den 30er Jahren sein System der «Subjektivität». Matrix aller weiteren Konzepte ist sein Begriff des «stade du miroir», den er in einem Vortrag von 1936, unter augenblicklicher Ächtung durch die Internationale Psychoanalytische Vereinigung, vorstellte. *Le Stade du miroir comme formateur de la fonction du JE*²¹ postuliert mit dem «Spiegelstadium» die erste Konstituierungsphase des menschlichen Subjekts, die zwischen dem sech-

¹⁸ S. Freud: *Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse*, in: Freud, A. (Hg.): *Gesammelte Werke: chronologisch geordnet*, 18 Bde., Bd. 12: *Werke aus den Jahren 1917–1920*, London 1955, 1–12, (11); nach der kopernikanischen Entdeckung, daß die Erde nicht das Zentrum des Universums ist, und nach der darwinistischen Theorie, daß der Mensch vom Affen abstamme, verstand sich Freud hier als Vollstrecker der «dritten narzißtischen Kränkung» der Menschheit.

¹⁹ Intersubjektivität ist hierbei Teil der Struktur des sogenannten «sekundären» (im Unterschied zum «primären») Narzißmus; zur Entwicklung dieser Begriffe vgl.: S. Freud: *Das Ich und das Es*, in: *Studienausgabe*, ed. cit., Bd. III: *Psychologie des Unbewußten*, 1975, 273–330 (bes. 313, 327–330).

²⁰ Zur Erinnerung hier besonders: S. Freud: *Jenseits des Lustprinzips*, *ibid.*, 213–272; Ders.: *Die endliche und die unendliche Analyse*, in: *Studienausgabe*, ed. cit., Ergänzungsband: *Schriften zur Behandlungstechnik*, 1982, 351–392.

²¹ Der ursprüngliche Titel des Vortrags lautete: *Le Stade du miroir [Théorie d'un moment structurant et génétique de la réalité, conçu en relation avec l'expérience et la doctrine psychanalytique]*, gedruckt als: *Le Stade du miroir comme formateur de la fonction du JE*, in: J. Lacan: *Ecrits*, I, Paris 1966, 89–97.

sten und achtzehnten Lebensmonat liegt: Irgendwann in dieser Phase geschieht es, daß das Kleinkind, vor den Spiegel gestellt, «jubilatorisch» reagiert, indem es das Bild als Widerspiegelung des eigenen Körpers nimmt, dessen Einheit es freudig begrüßt. Zu einer Zeit also, in der das Kind sich noch in einem Zustand völliger Hilflosigkeit und Abhängigkeit befindet, antizipiert es, durch die Identifizierung mit der totalen Gestalt des Bildes, die Vollkommenheit der eigenen Person. Diese imaginäre Vereinheitlichung, die Konstituierung eines «Idealich» liegt, als primordiale Erfahrung, dem Charakter des Ich zugrunde. Dieses Ich jedoch wird nicht, wie die Jubelreaktion vor dem Spiegel zeigt, durch das betörende Bild bestätigt, sondern durch dessen Idealisierung allererst konstituiert. Was das Kind am eigenen Leibe erfahren muß als Mangel, repariert das Bild, dessen umgekehrte Symmetrie noch zusätzlich beiträgt zu einem Erkennen, das zugleich Verkennen bedeutet.

Mit seiner Spiegeltheorie stellt Lacan ein «Ich» vor, das, generiert aus einer Fiktion, in seiner weiteren Entwicklung durch deren illusionären Charakter und entfremdende, irrealisierende Wirkung bestimmt sein wird. Wer fortan «ich» sagt und sich im Spiegel des Anderen (Spiegel-Bild, Augen-Blick der Mutter, der geliebten Person) erkennt, wird sich zugleich immer schon idealisierend verkannt haben. Das von Lacan in die Subjekttheorie eingeführte «futur antérieur» markiert die unausgesetzten Bestrebungen um Liebe und Identität, denen ein Subjekt unterworfen ist, welches gespalten ist: in ein «Ich», bestimmt durch die Wiederholungen der primären Identifikation, und ein «moi», als stets unerreichbare, nur um den Preis des Lebens – in einem gleichsam autoerotischen Kurzschluß – zu erringende, narzißtische Identität.

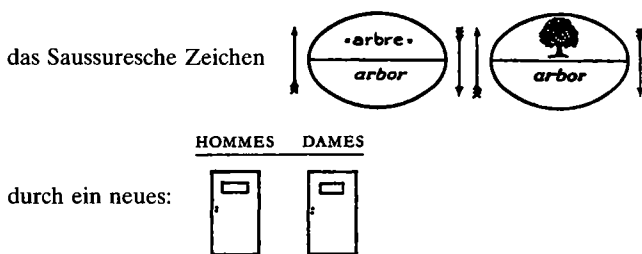
Das Spiegelstadium, als Modell aller weiteren imaginären Identifikationen des Subjekts, markiert zugleich die Schwelle zur sogenannten «symbolischen Ordnung», bildet die erste Szene, in der das Ich konstituiert wird als Zweites, als Supplement einer Repräsentation oder Darstellung, die es allererst hervorbringt und entstellt. Das Subjekt ist ein Subjekt des Symbolischen oder, wie Lacan, unter Anwendung und gleichzeitiger Umkehrung des Zeichenbegriffs von Saussure, sagt, ein Subjekt des Signifikanten. Während, entwicklungspsychologisch betrachtet, das Spiegelstadium weitgehend vorsprachlich zu sein scheint, ist es doch, strukturell besehen, die Einbindung des Subjekts in eine kommunikative Beziehung, aus der es fortan nicht mehr entlassen wird. Das Spiegelbild nämlich, als notwendige Bedingung des Subjekts, ist ihm zugleich die größte Bedrohung dadurch, daß es die Gefahr der Ununterscheidbarkeit, der Verwechslung und des Selbstverlusts in sich birgt: Den jubilatorischen Augenblick der Selbstvergessenheit nicht überwunden zu haben, bedeutete, so weiß man, das Ertrinken des Narziß! Und andererseits, so muß betont werden, impliziert diese notwendige Überwindung nicht zuletzt das ebenso aggressive Gegenteil, die Zerstörung des Anderen, der für

das Subjekt zugleich, und unabdingbar, «Gleicher» und «Rivale» ist – ein Gedanke, der im übrigen auch die Hegellektüre, bzw. die Rezeption der Kojève-Interpretation, verrät. Die eine wie die andere Situation aber wäre, mit dem Beginn, zugleich das Ende des Subjekts und aller menschlichen Koexistenz. Die Instanz hingegen, welche beide ermöglicht, (Inter-)Subjektivität und Kommunikation, ist nach Lacan die Sprache. Sie bietet dem Subjekt die Möglichkeit, seinen Wunsch, sein «Begehren» (nach Anerkennung, nach dem «Begehren des Anderen») zu benennen, zu «verbalisieren». Ein solcherart Form und Zeichen gewordener Wunsch, der sprachlosen Selbstliebe wie der blinden Destruktion abgerungen, erfüllt zugleich, in ständiger Wiederholung, die stets zu ergänzenden Identifikationen des um Selbsterhaltung und Synthese bemühten Subjekts.

Das Subjekt, so behauptet Lacan, ist ein Subjekt des Mangels, und es ist strukturiert durch den Signifikanten, der das Gesetz der symbolischen Ordnung vorgibt. In einem zweiten grundlegenden Aufsatz, *L'instance de la lettre dans l'inconscient ou la raison depuis Freud*, aus dem Jahre 1957²², bindet er das (psychoanalytische) Subjekt ein in das System der Linguistik. Ausgangspunkt ist Saussures Zeichenbegriff, den Lacan jedoch nachgerade putschistisch umkehrt. In radikaler Lektüre der Saussureschen Bestimmung – Heterogenität und Arbitrarität des Zeichens – dreht Lacan die Dominanz von Signifikant und Signifikat um und setzt den Signifikanten über das Signifikat²³. Dieses Primat des Signifikanten verneint

²² In: J. Lacan: *Ecrits*, I, op. cit., 249–289.

²³ Lacan ersetzt



und erzählt dazu folgende Geschichte: «Un train arrive en gare. Un petit garçon et une petite fille, le frère et la sœur, dans un compartiment sont assis l'un en face de l'autre du côté où la vitre donnant sur l'extérieur laisse se dérouler la vue des bâtiments du quai le long duquel le train stoppe: «Tiens, dit le frère, on est à Dames! – Imbécile, répond la sœur, tu ne vois pas qu'on est à Hommes!»» (*L'Instance (...)*, *Ecrits*, I, op. cit., 256 sq.). – Anhand dieses Zeichens und der Anekdote entwickelt Lacan seinen Begriff des Signifikanten, dessen Verweis- und Verkettungsstruktur, der Verwirrung der Signifikate und der Verkennung der Geschlechter, vgl. weitere Ausführungen *ibid.* sowie: S. M. Weber: *Rückkehr zu Freud. Jacques Lacans Entstellung der Psychoanalyse*, Frankfurt/Main, Berlin und Wien 1978, 37–53, 128–132; vgl. ebenso: H.-J. Heinrichs: *Sprachkörper. Zu Claude Lévi-Strauss und Jacques Lacan*, Frankfurt/Main und Paris 1983, 154–164; J.-M. Palmier: *Lacan. Le Symbolique et l'Imaginaire*, Paris 1972, 43–

die vorgängige Präsenz eines Signifikats, das zu repräsentieren, zu versinnbildlichen wäre, und es behauptet stattdessen, daß letzteres allererst produziert wird durch den Signifikanten. Dieser aber stiftet nicht einen Sinn, sondern verweist, als unausgesetzte Artikulation, auf stets andere Signifikanten, zwischen denen die Bedeutung aufscheint und entschwindet. Die jenseits des Zeichens verharrende Referenz ist Ding und Nichts: «rien», im etymologischen Prozeß Etwas und Nichts. Wie dem Subjekt im Spiegel geschieht es dem Sinn: Einer ums andere ist Effekt eines differentiellen Symbols, welches zugleich Erkennen und Verkennen, Sinn und Sinnleere gegeneinander kehrt und insistierender Ort der Identifikationen und Bedeutungen ist. Das Begehren nach «Liebe» und das Begehren nach Sinn sind so gleichermaßen sprachlich strukturiert, unterworfen der signifikanten und differentiellen Kette von Symbolen und deren Bewegungsgesetzen. Die Signifikantenkette aber, basierend auf der grundsätzlichen Differenz zum Objekt des Begehrens, wird gebildet durch die Operationen der Metonymie und der Metapher, welche Lacan ableitet aus dem System, das Roman Jakobson der Sprache zuschrieb: Kontiguität (Kontextualität, Kombination von Zeichen, Syntagma) und Substitution (Prinzip der Ähnlichkeit, Auswahl aus einem Paradigma)²⁴. Beide aber waren zugleich die wesentlichen Operationen der Traumarbeit und, als Verschiebung und Verdichtung, die Schreibweise des Traum-Textes, den Freud zu entziffern suchte. Funktionsprinzip der Sprache und des Wunsches, Bewegungsgesetz des Begehrens nach Anerkennung und Sinn, markiert der Signifikant immer schon eine Leerstelle, einen Mangel: Subjektivität und Wunscherfüllung sind so gleichsam die Übersetzung eines Originals, das immer schon verloren gewesen sein wird, und sie erfüllen sich ständig neu und unvollkommen in den Erzählungen eines redseligen «Ich»²⁵.

Im Unterschied zu Freud, der in seinen kulturtheoretischen Betrachtungen das Mittelalter mit keinem Wort erwähnte, entdeckte Lacan in

66; A. Lipowatz: *Diskurs und Macht. Jacques Lacans Begriff des Diskurses. Ein Beitrag zur politischen Soziologie*, Marburg 1982, 50 sqq.; G. Ch. Tholen: *Wunsch-Denken. Versuch über den Diskurs der Differenz*, Kasseler Philosophische Schriften 20, Kassel 1986, 203–231; immer noch als hilfreiche Einführung: H. Lang: *Die Sprache und das Unbewußte. Jacques Lacans Grundlegung der Psychoanalyse*, Frankfurt/Main 1973; G. Pagel: *Lacan zur Einführung*, Hamburg 1989.

²⁴ R. Jakobson: *Two Aspects of Language and Two Types of Aphasic Disturbances*, in: R. Jakobson / M. Halle: *Fundamentals of Language*, Den Haag 1956. Ebenso schon vorher als Ansatz bei F. de Saussure, dessen *Cours de linguistique générale* am besten zugänglich ist in der Ed. Paris 1964, 170 sqq.

²⁵ Hierzu weiter: J. Lacan: *La Signification du phallus* [Die Bedeutung des Phallus], Vortrag vom 9. Mai 1958 im Münchner Max-Planck-Institut, in: J. Lacan: *Ecrits*, II, Paris 1971, 103–115. Interessant in diesem Zusammenhang auch, gerade unter dem Aspekt der (Erinnerungs-)Spur: S. Freud: *Notiz über den Wunderblock*, in: *Studienausgabe*, ed. cit., Bd. III, 363–369.

der höfischen Liebeskonzeption nachgerade ein raffiniertes Modell seiner eigenen Vorstellungen von Wunsch, Sprache und Subjektivität, das unausgesetzte und zirkuläre Sagen des Versagten und Untersagten, die Ferne des Liebesobjekts und die stets verweigerte (individuelle wie soziale) Identität²⁶. In seiner Nachfolge entwickelte sich eine höchst umstrittene mediävistische Diskursanalyse, die in der Tat, und gleichwohl in radikaler Konsequenz des Signifikantenkonzepts, delirierende Züge aufweist²⁷. Wie lustvoll und anregend deren Lektüren auch gewesen sein werden, auf eine Unterwerfung unter ihr kontingentes Fortschreibungsangebot soll im folgenden weitgehend verzichtet werden.

Und dennoch: Der Begriff eines Subjekts, welches stets mangelhaft und nichtidentisch mediatisiert ist über das Begehren nach Anerkennung und welches gleichwohl nur existent ist in seinen Wunsch-Erzählungen, wird auch die vorliegende Arbeit leiten. Von den Verspiegelungen des *Roman de la Rose* bis zum Buch-Körper des *Livre du Voir-Dit* folgt es den Symbolisierungen und Substituierungen eines widerspruchsvollen und fragmentarischen «Ich», welches in den gut 130 Jahren des hier gewählten Epochenschnitts sich insistierend zu behaupten, zu vereinheitlichen und zu tradieren sucht. Exemplarisch werden Angebote einer «Ich»-Synthese entwickelt und problematisiert: im Spiegelbild des *ersten Rosenromans*, jenseits dessen nichts ist; im genealogischen Versuch des *zweiten Rosenromans*, der den Träumer einweist in die produktiven Ordnungen der Gesellschaft; in der Lücke zwischen den Liebesbuchstaben und den Gefühlen, welche die *Clef d'Amors* aufreißt; in der aporetischen Traumarbeit des *Dit de la Panthère d'Amours*; im Modell der Liebeskorrespondenz des *Livre du Voir-Dit*, das die Verkettung der Liebesbriefe den Kontingenzen von Wahrheit und Geschichte unterwirft.

Das Subjekt, so will es scheinen, setzt sich zu einem Zeitpunkt in Szene, welcher nachgerade geschaffen ist, seine Aporien zu bestätigen und seine

²⁶ J. Lacan: *Le Séminaire. Livre XX: Encore*, Paris 1975, 65 sq.; Ders.: *L'Amour courtois en anamorphose*, in: *Le Séminaire. Livre VII: L'éthique de la psychanalyse*, éd. par J.-A. Miller, Paris 1986, 167–184.

²⁷ Letzteres gilt am ehesten für: J.-Ch. Huchet: *L'Amour discourtois. La «Fin'-Amors» chez les premiers troubadours*, Toulouse 1987; Ders.: *Littérature médiévale et psychanalyse. Pour une clinique littéraire*, Paris 1990. Zur Kritik an Huchet u. a. vgl. die ebenso virtuoseren Polemiken: P. Bec: *Du Son poétique médiéval à la lettre du pseudo-exégète*, in: *Cahiers de Civilisation médiévale* XXIX (1986), 243–255; D. Rieger, Rezension zu: *L'Amour discourtois (...)*, op. cit., in: *Cahiers de Civilisation médiévale* XXXIII (1990), 76 sq. Vgl. im Kontext dieser umstrittenen Mediävistik auch die mehr oder weniger «gemäßigten» Vertreter: Ch. Méla: *Blanchefleur et le saint homme ou la semblance des reliques. Etude comparée de littérature médiévale*, Paris 1979; Ders.: *La Reine et le Graal. La conjoncture dans les romans du Graal, de Chrétien de Troyes au «Livre de Lancelot»*, Paris 1984; evtl. auch: M. Mancini: *La gaia scienza dei trovatori*, Parma 1984.

Selbstbehauptung von Anbeginn an in Frage zu stellen. Paradoxie und Brüchigkeit werden so gleichsam zu konstanten Ermöglichungsbedingungen seiner Geschichte. Jenes «Ich» nämlich, das sich langsam aus der lateinisch-spirituellen²⁸, allegorisch-universellen und lyrisch-formalen Literatur herauslöst und in individualierten, meist narrativen Formen zu Wort meldet, erwirbt seine Singularität aus dem Kontext gesellschaftlicher Differenzierungen und Codierungen und um den Preis des Zufalls: Subjektivität als Effekt des Zufalls und als kontingente Synthese, literarische Subjektivität als Filiation von Übersetzung und «translatio» und zugleich als Legitimation von Literatur überhaupt. Michel Zink formulierte so gültig wie allgemein:

Mais que faut-il entendre par subjectivité littéraire? Non pas, bien évidemment, l'effusion spontanée ou l'expression véritable dans un texte de la personnalité, des opinions ou des sentiments de l'auteur. Mais ce qui marque le texte comme le point de vue d'une conscience. En ce sens, la subjectivité littéraire définit la littérature. Celle-ci n'existe vraiment qu'à partir du moment où le texte ne se donne ni pour une information sur le monde prétendant à une vérité générale et objective, ni pour l'expression d'une vérité métaphysique ou sacrée, mais quand il se désigne comme le produit d'une conscience particulière, partagé entre l'arbitraire de la subjectivité individuelle et la nécessité contraignante des formes du langage. Montrer le moment et les conditions de cette prise de conscience dans les premiers siècles de la littérature française, c'est-à-dire au Moyen Age, ce n'est pas seulement se livrer à une étude sur la littérature médiévale, c'est éclairer l'ensemble de la littérature française et de son développement²⁹.

Das «Ich», um das es im folgenden gehen wird, ist nicht die Subjektivität des Autors, den es zunächst noch gar nicht gegeben hat. Und doch ist das vorab textuelle «Ich», das von sich reden machen wird, auch verwickelt in die Geschichte der Autorschaft. Autorschaft aber erweist sich, im Zusammenfall mit dem Text-«Ich», in der Verschränkung von fiktionaler Geschichte und biographischer Bürgschaft, als ebenso paradox und medial wie jenes. «Angelpunkt für die Individualisierung in der Geistes-, Ideen- und Literaturgeschichte, auch in der Philosophie- und Wissen-

²⁸ Hierzu vgl. P. Dronke: *Poetic Individuality in the Middle Ages: New Departures in Poetry 1000–1150*, London ²1986; C. Morris: *The Discovery (...)*, op. cit.; R. Düchting: *Die mittellateinische Literatur*, in: W. Erzgräber (Hg.): *Europäisches Spätmittelalter*, in: K. von See (Hg.): *Neues Handbuch der Literaturwissenschaft*, Bd. 8, Wiesbaden 1978, 487–510; P. Klopsch: *Die mittellateinische Lyrik*, in: H. Bergner u. a. (Hg.): *Lyrik des Mittelalters*, Bd. I: *Probleme und Interpretationen*, Stuttgart 1983, 19–192.

²⁹ M. Zink: *La Subjectivité littéraire. Autour du siècle de saint Louis*, Paris 1985, 8 sq. (vgl. auch: Ders.: *Le Retour du subjectif, ou: La littérature du moyen-âge est-elle romantique?* in: E. Ruhe / R. Behrens (Hgg.): *Mittelalterbilder aus neuer Perspektive. Diskussionsanstöße zu amour courtois, Subjektivität in der Dichtung und Strategien des Erzählens*, München 1985, 240–249, 241 sq.).

schaftsgeschichte»³⁰, steht der Begriff «Autor» doch für einen Urheber, der dem Prozeß der Schriftlichkeit, dem Buchdruck und den Rechtsdiskursen unterworfen ist.

Es herrscht ein weitreichender Konsens darüber, daß das «Ich» der höfischen Lyrik vorrangig ein formales «Ich» ist³¹, das freilich im Kontext gerade auch der Musik und der Inszenierungspraxis der Lieder betrachtet werden muß. Allerdings grenzt sich eine solche Bestimmung nicht zuletzt ab von einer Subjektivität, die gleichzusetzen wäre mit dem Verströmen von Gefühlen, und eine Diskussion über das je individuelle Seelenleben der Dichter steht hier ohnehin nicht zur Debatte. Die Archäologie der Empfindungen, so wurde bereits betont, ist vorab eine Semantik, keine Psychologie, sie findet nicht Überreste von Gefühlen, sondern von Kommunikationsformen, und insofern hat sie zunächst immer zu tun mit einem formalen (schriftlichen, buchstäblichen) Subjekt. Inwiefern deshalb auch in der Lyrik der Troubadours und Trouvères, unter Berücksichtigung auch der weitgehenden, aber nicht ausschließlichen «Mündlichkeit»³², Schriftspuren von Subjektivität ausfindig zu machen sind, inwiefern gerade auch die für die Lyrik typische zirkulare Struktur verweisen kann auf die unausgesetzten Identifikationsstrategien des Subjekts, kann hier nur als Frage formuliert werden, welche mehrfach am Rande die nachfolgenden Analysen ergänzt.

Der nachfolgende Versuch, *Schrift/Spuren von Subjektivität in spätmittelalterlichen Texten* aufzuspüren, richtet sich auf narrative Texte aus der Zeit der vielfach vollzogenen «Schriftlichkeit» der Literatur, und er geht aus von der Annahme, daß Narrativität und Subjektivität in ganz besonderer Weise miteinander verbunden sind. Es sind seit dem 12. Jahrhundert Romane, welche die Irrungen der Helden ansetzen als Identitätsproben und vor dem Hintergrund des Universalienstreits die «aventure» letztlich realistisch aufheben im «ordo» oder, nominalistisch gleichsam, die subversiven Wünsche des einzelnen und die genealogischen und linguistischen Gesetze gegeneinander aufbringen: In den Romanen des Chrétien de Troyes und in den Tristantexten werden, weitgehend verbürgt durch ein Erzähler-«Ich», gegensätzliche Weltbilder entwickelt, mediatisiert über Selbstfindung oder Selbstverlust von Protagonisten, die hier freilich noch keine untypischen, individualisierten (physiognomischen, biographischen) Züge tragen und selten selbstreflexiv sind. Da

³⁰ M. Foucault: *Was ist ein Autor?* [*Qu'est-ce qu'un auteur?*], in: Ders.: *Schriften zur Literatur*, Frankfurt/Main, Berlin und Wien 1979, 7–31, 10.

³¹ Ausgangspunkt hier: R. Guiette: *D'une poésie formelle en France au Moyen Age*, in: Ders.: *Forme et senefiance*, *Etudes médiévales recueillies par J. Dufournet / M. de Grève / H. Braet*, Genf 1978, 9–32.

³² Vgl. hierzu: D. Rieger: «*Senes breu de parguamina*»? *Zum Problem des <gelesenen Lieds> im Mittelalter*, in: *Romanische Forschungen* 99/1 (1987), 1–18.

aber, wo sie es sind – wie in den Monologen des *Cligès* und des *Thomas-Tristan* – sind sie Subjekte ihrer Wünsche und Subjekte der Sprachnormen, ihnen unterworfen und doch auch in der Lage, sie zu symbolisieren, ja zu unterlaufen³³.

Das Subjekt, das gilt es zu wiederholen, ist zunächst eine linguistische Funktion, und einzig nach Maßgabe ihrer Rekurrenz und Differenzierung läßt sich eine Subjektstruktur konstruieren, welche vielleicht eine Ahnung vermittelt von «Selbstreflexivität» oder «Intimität» zu je unterschiedlichen Zeiten, in bezug auf einzelne Individuen. Ob aber die erste Person Singular fehlt, verdächtig ist und der Bürgerschaft durch Autoritäten bedarf oder sich freimütig als Besonderheit setzt – die Beantwortung dieser Frage erlaubt in jedem Fall Mutmaßungen über die Legitimität der Subjektivität, den Stand der Selbstreflexivität und die Freisetzung der Wünsche.

Es scheint erwiesen, daß die Textergreifung des Subjekts zunächst, im 13. Jahrhundert, einherging mit der allegorischen Dichtung³⁴. Es waren minneallegorische Texte, in denen ein aus Texten beglaubigtes «Ich» die Figuren seiner Wünsche freisetzte und zugleich sich ihren Konflikten unterwarf. Abgeleitet aus der bibelexegetischen Tradition, doch zunehmend der spirituellen Aufhebung entrückt, wird die allegorische Dichtung zum Schauplatz von Wunschversagung und Wunscherfüllung, Sinnverschiebung und Sinnstiftung, aus deren Wechselbewegung heraus sich das Subjekt, selbstredend, konstituiert. Das «Ich», solcherart zusammengesetzt, konfiguriert aus Oppositionen, präsentiert das Aufbrechen seiner Widersprüche oftmals als Traum, dessen «senefiance» und Erfüllung es sich signifikanterweise erhofft von seiner Erzählung. Vom *Roman de la Rose*

³³ Im *Cligès* sah bereits J. Frappier: *Variations sur le thème du miroir, de Bernard de Ventadour à Maurice Scève*, in: *Cahiers de l'Association internationale des Etudes Françaises* 11 (mai 1959), 134–158, erste Spuren der im *Roman de la Rose* erarbeiteten Selbstreflexivität; vgl. auch: M. Zink: *La Subjectivité (...)*, op. cit., 40 sqq.; zur Sprachproblematik in den *Tristan*- Fassungen, namentlich des *Béroul*-Textes vgl. W. Hülk: «*Bel mentir*» und «*tute la verur*». *Sprachsubversion und Sprachreflexion im «Tristan» des Béroul*, in: *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte* 18/1–2 (1994), 25–36; vgl. dort weitere Literatur.

³⁴ Grundlegend: H. R. Jauf: *Entstehung und Strukturwandel der allegorischen Dichtung. Die Minneallegorie als esoterische Form einer neuen «ars amandi»*, in: *GRLMA VI/1: La Littérature didactique, allégorique et satirique*, dir. H. R. Jauf, Heidelberg 1968, 146–244; vgl. auch: A. Strubel: *Le «Roman de la Rose»*, Paris 1984; Ders.: *La Rose, Renart et le Graal. La littérature allégorique en France au XIII^e siècle*, Genf und Paris 1989; allgemein, wenn auch weniger diesen Aspekt betonend, auch: M.-R. Jung: *Etudes sur le poème allégorique en France au Moyen Age*, Bern 1971; vgl. auch zum Beglaubigungskontext mittelalterlicher Subjektivität: M. Grosse: *Das Buch im Roman. Studien zu Buchverweis und Autoritätszitat in altfranzösischen Texten*, München 1994.

bis zum *Dit da la Panthère* läßt sich die Spur eines «Textbegehrens»³⁵ nachzeichnen, welches zunehmend drängender verlangt nach Anerkennung. Die komplizierten, widerspruchsvollen und ineinander gespiegelten Texte verzeichnen, über das Modell von Chiffrierung und Dechiffrierung, «mister» und «senefiance», Schreiben und Lesen die Bemühungen des «Ich» um das Verständnis seiner verbalisierten, in Form gebundenen und daher wahrnehmbaren Wünsche, und die Synthese des «Ich», das sich nur zusammenhalten kann über das Nicht-Identische, gestaltet sich vorrangig als kommunikativer Prozeß. Dieser wird, parallel zur Selbstinszenierung des «Ich», zunehmend privater und willkürlicher: An der Wende zum 14. Jahrhundert erscheint mit der *Panthère d'Amours* eine allegorische Dichtung, welche das «Ich» nicht mehr in den Rahmen der Autoritäten zwingt, sondern entwirft aus einem verschlüsselten Liebesbrief, dessen untersagte Botschaft einzig verstanden werden kann von der spröden Geliebten. Deren «merci» jedoch, ausdrücklich gesetzt als rechte, das «Ich» des Dichters garantierende Textinterpretation, scheint so zufällig wie die allegorisch-onirische Szene, auf der Fortuna, anstelle des Liebesgottes, die Regie übernommen hat.

Es ist das 14. Jahrhundert, der einsetzende *Herbst des Mittelalters*³⁶, in dem sich, vor dem Hintergrund einer außergewöhnlichen «Katastrophen-dichte»³⁷ und auf der Basis der epistemologischen Erschütterung durch die Theorien des Wilhelm von Ockham, jenes doppelt «kontingente» Subjekt behauptet, welches gleichsam à la lettre ein Subjekt des Textes ist: der Buchstaben wie der Briefe. Exemplarisch vermittelt im *Livre du Voir-Dit* des Guillaume de Machaut, ergreift ein «Ich» das Wort, welches, aus dem universalistischen Beglaubigungskontext geworfen und entledigt der autoritativen «Riesen»³⁸, bar all jener legitimierenden «translationes» ist, auf welche seine Vorgänger sich allemal, und sei es ironisch, zu berufen wußten. Es ist ein besonderes, ganz unexemplarisches «Ich», das sich

³⁵ Zu diesem methodologischen Begriff grundlegend und lehrreich: H. Gallas: *Das Textbegehren des «Michael Kohlhaas»*. *Die Sprache des Unbewußten und der Sinn der Literatur*, Reinbek bei Hamburg 1981.

³⁶ Unvergessen sicherlich das Buch, das «le plaisir du texte» aus dem Spätmittelalter wecken kann: J. Huizinga: *Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden*, hg. von K. Köster, Stuttgart ¹¹1975.

³⁷ F. Graus: *Pest – Geißler – Judenmorde. Das Spätmittelalter als Krisenzeit*, Göttingen 1987, 7.

³⁸ In Anlehnung an jenen, im Kontext der *translatio studii* wichtigen Spruch, den Johannes von Salisbury Bernhard von Chartres attribuierte: «Dicebat Bernardus Carnotensis nos esse quasi nanos, gigantium humeris insidentes, ut possimus plura eis et temotoria videre non utique proprii visus acumine, aut eminentia corporis, sed quia in altum subvehimur et extollimur magnitudine gigantea.» Vgl. dazu auch: E. Köhler: *Ideal und Wirklichkeit in der höfischen Epik. Studien zur Form der frühen Artus- und Graldichtung*, Tübingen ²1970, 53.

stattdessen der Übertragung eines Wunsches verdankt, jenem Text- und Liebesbegehren (Text- als Liebesbegehren) einer Dame, durch das es allererst (wieder-)erweckt wird. Aufgefordert zur Korrespondenz, versucht sich dieses «Ich» fortan zusammenzuhalten in der Verkettung jener Buchstaben und Briefe, die in unausgesetzten Befragungsritualen die wankelmütige Wahrheit der Liebe zu fixieren und die Anerkennung des eigentümlichen «sentement» einzuklagen suchen. Die Korrespondenz aber, Umschlagplatz einer ganz privatisierten, die *Lesbarkeit der Welt*³⁹ als Wißbarkeit des Anderen erprobenden Praxis, ist ihrerseits kontingent: Bedingt durch die Zufälle und Unwägbarkeiten der Zeit – Pest, Überfälle, Plünderungen, Wetterumschlag – gerät die Verkettung der Briefe zunehmend durcheinander, wird das Subjekt zum Effekt der willkürlichen Wege der Post, die korrespondieren mit der Flatterhaftigkeit der Wünsche und der Wahrheit. Gleichwohl: Das dicke Buch, dessen heterogene Form diesen Zufällen abgerungen und gleichsam die Summe der jungen, subjektivierten Gattung des «dit»⁴⁰ ist, sagt wahr und sieht wahr voraus. Das Subjekt, das in seine Nachfolge tritt, wird seine Eigentümlichkeit um den Preis des Ausgesetztseins zu erwerben haben und Wahrheit allenfalls mit dem Einsatz unentwegten Zweifels erringen. Subjektivität ist Kontingenz, die paradoxe Wiederholung zufallender Synthesen. In ihrem Zeichen beansprucht das vorliegende Buch jene Wahrheit, welche nicht über jeden Zweifel erhaben ist, sondern eine grundsätzliche Skepsis – Vorsicht, Bescheidenheit – einschließt in die stetigen Textbefragungen und -lektüren, in das Fällen nicht zuletzt von Urteilen, die, wie alle Urteile, nie die letzten sein sollten und nie die ersten gewesen sein werden.

³⁹ H. Blumenberg: *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt/Main 1981.

⁴⁰ Auf die Gattung des «dit» wird im Kontext der Lektüre des *Dit de la Panthère d'Amours* (Kap. II.2) und des *Livre du Voir-Dit* (Kap. III) eingegangen. Als Literatur sei hier schon genannt: P. Zumthor: *Essai de poétique médiévale*, Paris 1972, 406–420; B. Ribémont (Hg.): *Ecrire pour dire. Etudes sur le dit médiéval*, Paris 1990; J. Cerquiglioni: *Le Dit*, in: *GRLMA VIII/1: La Littérature en France aux XIV^e et XV^e siècles*, dir. D. Poirion, Heidelberg 1988, 86–94.

I. Rosenroman und Name der Rose

Stat rosa pristina nomine,
nomina nuda tenemus.

BERNARD DE MOLAY

Rose, oh reiner Widerspruch,
Lust, Niemandes Schlaf zu sein
unter soviel Lidern.

RAINER MARIA RILKE

Lange schon, seit C. S. Lewis' *Allegory of Love* (1936, 1938)¹ zumal, kamen Zweifel auf, ob diejenige, welche «Rose» (v. 44) getauft im Prolog des *Roman de la Rose* von Guillaume de Lorris, die eine Geliebte (nur) sei, welche der träumende Liebhaber auf abenteuerlichen Irrwegen, über ein Spiegelbild in der Quelle, einen geraubten Kuß, Liebeskriege und Festungsstürme hinweg verfolgt bis zur glücklichen, augenblicklichen Vereinigung – ganz am Ende eines zweiteiligen, 21780 Verse fassenden Textes eines erzählenden «Ich», hinter dem zumindest zwei Autor-Namen sich verbergen und enthüllen². Einmütigkeit bahnte sich darüber an, daß, mit F. Lecoy,

*Le Roman de la Rose est à la fois l'histoire allégorique d'une conquête amoureuse et un art d'aimer*³.

Dieser Einklang überdauerte Differenzen in der Beurteilung der Provenienz und Vorgängerschaft eines Textes, in dem ganz unoriginell «la matire (...) bone et nueve» (v. 39) beteuert wird. In den Schnittpunkt dreier Traditionen vor allem wurde bereits der *Rosenroman I* – und von ihm wird im folgenden zunächst die Rede sein – gestellt: die Psychomachie (für die antagonistischen Beziehungen der Personifikationen), die Visionsliteratur (für den Rahmen des Traums und der subjektiven Erfahrung) und die höfische Lehrdichtung. Die «senefiance», die aus dem Traumtext gelesen wurde, entsprach den jeweiligen Zuordnungen: typolo-

¹ C. S. Lewis: *The Allegory of Love. A Study in Medieval Tradition*, Oxford 1936ff (Neuaufgabe 1958), p. 129: «(...) to remove forever the very disastrous confusion which would identify the Rose with the Lady. The Rose, in Guillaume, is clearly the Lady's love: in Jean de Meun it has a different signification; but nowhere does it mean the Lady herself.»

² Vgl. zur These der Fiktion der zwei Autornamen – auf die noch zurückzukommen ist –: R. Dragonetti: *Pygmalion ou les pièges de la fiction dans le «Roman de la Rose»*, in: Ders.: *La Musique et les lettres. Etudes de littérature médiévale*, Genf 1986, 89–111; Ders.: *Le Mirage des sources. L'Art du faux dans le roman médiéval*, Paris 1987.

³ Guillaume de Lorris / Jean de Meun: *Le Roman de la Rose*, éd. par F. Lecoy, 3 vol., vol. I, Paris 1970, XI. Alle Zitate aus dem *Roman de la Rose* werden jedoch im folgenden der Ausgabe von K. A. Ott entnommen sein: Guillaume de Lorris / Jean de Meun: *Der Rosenroman*, afrz./dt., übers. u. eingel. von K. A. Ott, 3 Bde., München 1976–1979.

gisch-subjektive (Vision), typologisch-allgemeine (Psychomachie) und exemplarisch-didaktische Deutung (Liebeskunst). Keiner dieser vorgängigen Gattungen kann wohl der Einfluß auf den *Rosenroman* abgesprochen werden, keine aber kann für seine Genese und Struktur allein stehen. So fehlt es denn auch nicht an Synthesen, in denen, sicherlich zu Recht, die Originalität des *Rosenromans* paradoxerweise in der Vereinigung der Traditionslinien gesehen, sein Ursprung in vielen Quellen gelesen und seine dichterische Ausstrahlung erfahren wurde als komplexe, zuvor nicht gekannte intertextuelle Dichte⁴. Die Gattungen aber, die solcherart als Vorläufer fungierten, waren es auch, die zwar besonders diskursiv mittelalterliche Wertmaßstäbe vermittelten, gerade darum aber auch nie die Spannung der Romane Chrétien de Troyes', den Charme der Lais der Marie de France oder die incantatorische Faszination der Kanzonen der Troubadours und Trouvères transportierten oder gar hinüberretten konnten in folgende Jahrhunderte. Und so weckten sie wohl das pflichtbewußte Interesse verdienstvoller Philologen, erregten aber selten eine Lust, wie sie aufkommen konnte, galt es beispielsweise, die höfische Festkultur mit ihren Spielen, Gesängen und kulinarischen Genüssen zu rekonstruieren⁵: Kaum etwas läßt sich leidenschaftsloser verfolgen als die Dramatik des bellum intestinum von der *Psychomachie* des Prudentius bis zum *Anticlaudianus* des Alain de Lille, auch wenn dort die Kriege der Leidenschaften in Hautnähe rücken. Wer nun freilich nach Sinnlichkeit und Poesie sucht in der Vorläuferschaft des *Rosenromans*, der kann sie finden in den Visionen⁶, angefangen bei den biblischen Träumen über die

⁴ Vgl. zur Verkettung der Traditionen, dazu Angabe weiterer Literatur: A. Strubel: *Écriture du songe et mise en œuvre de la «senefiance»*, in: J. Dufournet (Hg.): *Études sur le «Roman de la Rose» de Guillaume de Lorris*, Paris 1984, 147 (Verweis auf M. R. Jung, P.-Y. Badel, D. W. Robertson jr., J. V. Fleming, Ch. Dahlberg, D. Poirion, A. M. F. Gunn, E. Langlois, P. Zumthor, M. Dufourny, auf die noch zurückzukommen ist); vgl. auch hierzu, sowie als schöne Kurzdarstellung der Fragen zum *Rosenroman*, ebenfalls A. Strubel: *Le «Roman (...)»*, op. cit.

⁵ Vgl. hierzu beispielsweise offen (warum nicht): H. R. Jauß: *Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur*, in: B. Haupt (Hg.): *Zum mittelalterlichen Literaturbegriff*, Darmstadt 1985, 319: «Der Verfasser, dereinst genötigt, dem GRLMA zuliebe sämtliche Stücke dieser Gattung (der mittelalterlichen Allegorese) im 12. und 13. Jh. zu studieren, gesteht unumwunden, daß er diese Lektüre zeitweilig wie eine Bußübung empfand, für die ihn dann der alles übertragende «Roman de la Rose» entschädigte.» Zum höfischen Fest vgl. dagegen: J. Bumke: *Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter*, 2 Bde., Bd. 1, München 1986, 276–379; J. Heers: *Vom Mummenschanz zum Machttheater. Europäische Festkultur im Mittelalter [Fêtes des fous et carnivals]*, Frankfurt/Main 1986; J. Fleckenstein (Hg.): *Das ritterliche Turnier im Mittelalter*, Göttingen 1985.

⁶ H. R. Patch: *The Other World – According to Descriptions in Medieval Literature*, Cambridge (Mass.) 1950; P. Dinzelsbacher: *Vision und Visionsliteratur im Mittelalter*, Stuttgart 1981.

prophetischen Träume der Chansons de geste bis zu den Träumereien im höfischen Roman: Was wäre poetischer als Jakobs Traum von der Himmelsleiter, Josephs kosmische Vision, von dessen synästhetischer «grauenhafter Freude» noch Thomas Mann zu berichten weiß:

Durch Rakia, den Sternenhimmel, stiegen wir, da war ein tausendfach Dröhnen des Wohllauts in meinen Ohren, denn es gingen um uns die Lichter und Planeten wunderbar in der Musik ihrer Zahlen, und Engel standen auf feurigen Fußgestellen zwischenein mit Tafeln voller Zahlen in Händen (...). Dieweil (...) ward mein Fleisch zur Feuersflamme, meine Adern loderten hell, meine Knochen wurden wie Wacholderfeuer, meiner Wimpern Aufschlag glich einem Blitzstrahl, meine Augäpfel rollten wie Feuerkugeln, die Haare meines Hauptes wurden zur brennenden Lohe, meine Glieder zu feurigen Fittichen, und ich erwachte⁷.

So unmäßig nun ging es in den mittelalterlichen Träumen selten zu: Karls des Großen Traumbegegnungen mit den Engeln, Zeichen seines Charismas, waren ungleich weniger monomanisch, bescheidener, und Lancelots und Yvains «panser», immer verheißungsvoll, war gleichwohl wehmütiger, menschlicher⁸. Immer freilich hatten diese Träume zwar eine wichtige leitmotivische Funktion, nie aber bildeten sie das Strukturprinzip eigentlich fiktionaler Texte, wie es dann im *Rosenroman* der Fall sein sollte. Und selbst im *Songe de l'enfer* des Raoul de Houdenc zu Beginn des 13. Jahrhunderts, dem es an moralischer Wucht und Deftigkeit nicht mangelt – zum Höllenmahl werden immerhin «gespickte Wucherer und Raubmörder, dann geschmorte Ketzer und schließlich – zu Käse verarbeitet – ermordete Kinder»⁹ serviert –, finden sich zwar Ansätze einer Synthese verschiedener Strömungen – Psychomachie, Jenseitsvision, Satire –, eine «summa» aber, die Vollendung und Überwindung in eins wäre, ist «cest fable»¹⁰ noch nicht. Was nun die Liebesdidaxe als dritte Traditionslinie angeht, so fand sie in ihrer langen Geschichte seit der ovidianischen *Ars amatoria* ihre sicherlich freieste und doch vernunftgebietende mittelalterliche Form – neben dem *Rosenroman* – im «Spiel mit der höfischen Liebe»¹¹, jenen witzigen, scharfsinnigen und experimentellen Disputen im Partimen, das noch allemal reizvoller ist als die auch

⁷ Th. Mann: *Joseph und seine Brüder*, 3 Bde., Bd. I, Frankfurt 1971, 345 (*Der Himmelstraum*).

⁸ Zu diesem meditativen Moment im Kontext der «Auflösung unmittelbarer gesellschaftlicher Evidenz» vgl. (allerdings vor allem für die mittelhochdeutsche Epik): P. Czerwinski: *Der Glanz der Abstraktion. Frühe Formen von Reflexivität im Mittelalter*, Frankfurt/Main 1989, 201 sqq.

⁹ E. Köhler: *Vorlesungen zur Geschichte der französischen Literatur. Mittelalter*, II, hg. von D. Rieger, Stuttgart 1985, 143.

¹⁰ Raoul de Houdenc: *Le Songe de l'enfer*, éd. par P. Lebergue, Paris 1908, v. 9.

¹¹ S. Neumeister: *Das Spiel mit der höfischen Liebe. Untersuchungen zum altprovenzalischen Partimen*, München 1969; vgl. auch: E. Köhler: *Partimen* («joc partit»), in: *GRLMA II/1: Les Genres lyriques*, dir. E. Köhler † / U. Mölk / D. Rieger, fasc. 5, Heidelberg 1979, 16–32.